

Table with 2 columns: Location (e.g., Magdeburg, Altona) and numerical values representing exchange rates or prices.

Section header: b) Nach anderer Ermittlung: 755 g. p. l. 712 g. p. l. 578 g. p. l. 450 g. p. l.

Table with 2 columns: Location (e.g., Cettin, Stadt) and numerical values.

Section header: Waaren- und Produktberichte. Section on cereals (Getreide) with market news.

Section header: Coursnotierungen der Berliner Börse vom 26. April. (Eröffnungscours).

Table: Deutsche Fonds und Staatspapiere. Lists various government bonds and their prices.

Table: Ausländische Fonds. Lists foreign bonds and their prices.

Table: Deutsche Hypothekendarlehen. Lists German mortgage loans and their terms.

Table: Eisenbahn-Stamm-Prioritäten-Aktien. Lists railway stock and their prices.

Table: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Lists railway bonds and their prices.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Aktien. Market news for railway stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Section: Eisenbahn-Prioritäten-Obligationen. Market news for railway bonds.

Section: Eisenbahn-Stamm-Aktien. Market news for railway common stocks.

Man beile den Ankauf eines Metzger-Dombauleses für 3 Mk. 30 Pr. (in allen Lotterien-gewinnchen zu haben). Wiederum kommen 6261 Geldgewinne zur Auspielung!

Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstraße 87. Blatt 1 Seite 6.



(Nachdruck verboten.)

Die Herren von Buntzschloß.

9) Roman von E. v. Wald-Jedtwig.

„Hab' ich schon — theilweise wenigstens — die hübsche Anne und ihre Mutter!“ rief Ralf übermüthig.

Ludowica lachte. „Nun immer etwas, fahren Sie nur so fort. Dann müssen Sie Ihre Thätigkeit der Schule zuwenden.“

„Unterricht geben? Vaculus schwingen? Wie?“

„Ach, Sie verstehen mich wohl. Dann haben wir ein Krankenhaus.“

„Barmherzige Schwester soll ich auch werden?“

„Nur sich dafür interessieren —“

„Zahlen! — Soll geschehen! — Tausend Mark stelle ich hiermit zu dero allerhöchsten Verfügung!“

„Nein — auf keinen Fall — so viel —“

„Aber ich bitte, wenn der Herr vom blauen Schlosse einmal giebt, dann giebt er anständig.“

Ludowica stritt sich noch lange mit Ralf herum, natürlich gab sie nach, reichte ihm mit innigem Danke die Hand und erzählte ihm in der gehobenen Stimmung, wie sie diese reiche Spende verwenden wollte. Vor ihnen tauchte das Schloß wieder auf.

„Herr Gott, wo sind denn nur meine Felder?“ fragte Ralf ganz erstaunt, beinahe schon wieder zu Hause zu sein. Ludowica sah ihn mit großen Augen an, eine unbändige Lustigkeit, wie sie Ralf niemals in Ludowica vermuthet hätte, bligte darin auf, und sie lachte laut und glöckchenhell. „Die haben wir verschwaigt, ganz und gar verschwaigt.“

„Dann fahren wir morgen noch einmal — und suchen sie!“ rief der blaue Buntzschloß mit blinkenden Augen, knallte vergnügt mit der Peitsche, fuhr im eleganten Wagen bei der Pforte vor und übergab Ludowica der ihrer in der geöffneten Thüre bereits harrenden Tante Beate.

„Nun, eine schöne Fahrt gemacht?“

„Meine Fahrt war famos! Wie die des Fräuleins war —“

Damit fuhr Ralf losend davon. Seine erste That nach der Heimkehr war eine Prüfung seiner Kasse und er kam zu der etwas niederbrückenden Ueberzeugung, daß deren geringer Bestand es ihm unmöglich machte, die Ludowica versprochene Summe zu zahlen. In derselben Stunde wanderte deshalb noch ein Bauernjunge nach Mellrichstadt, um eine Depesche an den Bankier Mertens aufzugeben. „Bitte umgehend tausend Mark. Ralf Buntzschloß.“ Am nächsten Morgen befand sich Ralf bei seinem Vetter Archibald, als ihm die Antwort auf die gestern abgegebene Depesche überreicht wurde. „Um — unangenehm — sehr unangenehm,“ stieß er hervor, als er den Inhalt derselben gelesen hatte.

„Ist Ihnen eine unerfreuliche Nachricht zugegangen?“ fragte Archibald.

„Ja, recht unerfreulich sogar, ich erwartete tausend Mark, die ich selbst nothwendig zu zahlen habe, und nun ersehe ich, daß ich diese Summe nicht erhalte,“ antwortete Ralf mit einem niedererschlagenen Gesicht, denn er konnte Ludowica doch unmöglich sagen, daß ihm sein Bankier den Kredit verweigerte.

„Wenn ich Ihnen aushelfen könnte, lieber Vetter —“

„Das wäre zu nett von Ihnen, wirklich ganz reizend, mein guter Vetter, Sie bekommen das Geld —“

„Bitte, bitte, ganz wie es Ihnen beliebt.“ Archibald schloß den feuerfesten Geldschrank auf, entnahm denselben zehn Hundertmarktscheine und handigte sie Ralf ein.

„Danke, danke herzlich!“ Damit schob er sie mit dem unvergnügtesten Gesicht von der Welt in die Brusttasche,

sprach von etwas ganz Anderem, empfahl sich und ging zu Ludowica.

„Mein werthes Fräulein, ein Wort ein Mann, prompte Bedienung — darf ich bitten,“ damit überreichte er ihr einen frischen Rosenstrauß, aus dem die zusammengefalteten Scheine herausluden.

Ludowica stürzte, als sich Ralf entfernt hatte, ins Schloß. Archibald, sieh nur, sieh — der generöse Herr von Buntzschloß! Nun, taugte ich zur Missionarin?“ fragte sie glücklich und stolz zugleich.

Archibald nahm die Scheine, betrachtete lächelnd das A. v. B., welches er stets ganz klein auf jedes Wertpapier schrieb, welches sich in seinen Händen befand, und schloß sie wieder in denselben Geldschrank, in dem sie vorher gelegen hatten, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt in einem andern Schubfach Unterkunft fanden.

4. Kapitel.

Fritz Zachner beeilte sich, seinen vielgeliebten Pferden das letzte Futter zu schütten. „Schon sieben? Nun kommt Ihr freisen und dann — nicht über die Kette schlagen, Brauner.“ Dabei klopfte er seinem Lieblingspferde den schlanken Hals, begab sich in die an den Stall stoßende Reitstube, entnahm der Lade seine schmutze Extrauniform, putzte sie, fettete sich ein blondes Strohdach, zündete sich eine Zigarre an und begab sich auf den Weg nach Mellrichstadt.

Mit dem „Mädchen für Alles“ war es nicht so schlimm geworden, wie sein Herr es ihm angekündigt hatte, eine ehemalige Köchin, die in Augsburg in einem Gasthof gewesen war, hatte bei Ralf die Küche und ihre Tochter das Reinigen der Wohnung übernommen. Ihm blieben daher nur seine Pferde, das Reinigen der Kleider, sowie das Bedienen der Tisch, und er hatte daher noch Zeit genug für sich, die er so gut anwandte, wie es eben auf dem stillen Dorfe möglich war.

Es dämmerte bereits, die Landstraße zog sich, nur belebt von einzelnen Landleuten, die mit Harten und Seisen von den Wiesen heimkehrten, durch das Thal, immer dem Laufe des murmelnden Flüsschens und dem Zuge der Berge folgend, dahin, Fritz ging auf der Nasentante entlang, damit er sich seine spiegelblanken, hohen Reitstiefeln nicht bestäubte, denn er wollte der Anna blühsauer unter die hübschen Augen treten.

Es dämmerte lange, ehe sie kam, die Ungebuld verzehrte ihn fast und manchmal befürchtete er, sie möchte früher von Mellrichstadt zurückgekehrt sein, als sie es sagte. Als er ihr zum ersten Male entgegenging, hatte sie es auch schon so gemacht, vielleicht mit Absicht, um ihn ein wenig zum Narren zu halten, denn das liebten die Mädchen befanntlich. Das wußte er schon aus Erfahrung, denn das erste Mädchel, dem Fritz Zachner zu Gefallen ging, war die Kräuter-Anne nun gerade nicht. Schon in der Schule — na das war aber schon lange her.

„Weiß der Deivel — da kommt sie!“ Damit eilte er schnellen Schrittes der jungen, schlanken Dirne entgegen, die, das hübsche Gesicht ganz in den großen Strohhut vergraben, eine Kiepe auf dem Rücken, näher kam, den Blick zur Erde gesenkt, als ob sie Fritz gar nicht bemerkte. Aber sie hatte ihn längst gesehen, er wußte das genau, und es gefiel ihm, daß sie sich ihm nicht gleich so an den Hals warf. Solche Mädchel mochte er nicht leiden.

„Ja, da kommt ja die Anne!“ rief er, ganz erstaunt thugend.

„Und wenn sie gekommen, so is se da!“ gab sie ein wenig paßig zurück, aber Zachner bemerkte doch, daß dies nicht so ernst gemeint war, und daß sie die Fremde über diese

Begegnung nicht ganz aus ihrem rofigen Gesicht verbannen konnte.

„Soll ich nicht die Kriep nehmen?“

„Das sollte sich geschide.“

„Na warum nicht?“

„Bis ans Dorf tragen Sie sie doch nur. Ha — ha — es wäre schade um die feine Uniform.“

Durchs Dorf hätte er sie freilich nicht getragen. Sie gingen schweigend nebeneinander, sich ab und zu einen schüchternen Blick zuwerfend, jedoch schnell bei Seite sehend, sobald die Augen des Einen denen des Andern begegneten.

„Warum hier zu Lande die Mädele nur solche große Hüte tragen?“ warf Fritz ein.

„Damit die Mannesleute ihnen Nichts abgucken könne,“ antwortete Anne schlagfertig.

„Geh doch, Mädele.“ Fritz stieß sie verlobt mit dem Ellenbogen an.

„Ich geh ja schon.“ Anne püffte ihn kräftig wieder.

„Das kostet a Bussel.“ Fritz wurde energisch, aber Anna drehte sich wie ein Kreisel um und der Fuß des Alanen traf den Deckel des großen Strohhutes, statt Annens rothen Mund.

„Jesses! Jesses! Ueber die Mannesleut! Ha — ha — ha!“ Anne wollte sich vor Lachen ausschütten, schritt tapfer aus, aber Fritz hielt ebenso tapfer Schritt und faßte sie am Arm.

„Aber so eil' Dich doch nicht so, Mädele.“

„Nu gerade. Warum soll ich mich nit geeile?“

Aber sie war müde, Buntschloß tauchte dort schon vor ihnen auf, überdies schwakte es sich doch ganz hübsch mit dem schmucken Durtschen und so blieb sie stehen.

„Nur ebbes verschönauße. Nu geben's aber Nuß. Nehmen Sie mal die Kriep. So — so — stellen's nur nieder.“

Fritz sprang wie ein Wiesel um Anne herum, nahm ihr den schweren Korb ab, worin sie Kaffee, Zucker, Wickszeug und dergleichen für die Bauern aus der Stadt mit heim brachte und stellte sie auf die Erde. Anne setzte sich auf das Geländer, das hier die feillich steil abfallende Straße schützte, und Fritz gesellte sich zu ihr.

„Ist's erlaubt?“

„Kann ich's verwehre?“

Nach und nach wurde sie gemüthlicher und Fritz erzählte ihr von seinen Eltern und von seinem Hofe, den sie bei Ansbach besaßen.

„Hundert Morgen gutes Land, sechs Stück Rindvieh und ich bin der einzige Sohn.“

Anna nickte und baumelte mit den Füßen, die trotz der großen, schweren Lederschuhe doch noch klein und zierlich waren. Die hundert Morgen guten Landes, die sechs Stück Rindvieh schienen ihr zu gefallen und der einzige Sohn dünkte ihr wohl auch, wie ihr freundliches Lächeln besagte, gar nicht übel.

Sie hatten eine ganze Weile so zusammen geseßen, als Anne heruntersprang, sich ihre Hütbänder zurecht zupfte und die dicken Falten ihres kurzen Wobrockes ausschüttelte. „Nun geben Sie mir nur schnell meinen Korb her, da kommt Eins, was soll der gedente!“

Fritz sah die Landstraße entlang, wo müde und schwerfällig ein heruntergekommener Kerl langsam näher kam. „Na, was der Pennbruder denkt, kann uns doch egal sein,“ warf er verächtlich hin.

„Wenn auch, ich muß nach Hause gehen,“ entgegnete Anne, streckte ihre Arme seitlich, wie ein Wegweiser aus und ließ sich von Fritz Zacher den Korb aufgeben. Der Mann war inzwischen näher gekommen. „Jesses, jesses, der Karl!“ entschlüpfte es ihr sichtlich mehr erschrocken als erfreut, denn sie war dabei ganz blaß geworden und schien unschlüssig, ob sie ihm die Hand geben sollte oder nicht.

„Ja freilich bin ich der Karl und Du Mädele?“ fragte der Mann mit rauher, vertrunkener Stimme, wobei er die verschmirgelte Pflöcke nicht aus dem Munde nahm.

„Ich bin ja die Anne,“ antwortete sie schüchtern, den Blick verlegen auf Fritz heftend. Was sollte er nur denken, daß sie mit einem solchen Landstreicher in so nahen Beziehungen stand? „Dos ist — nämlich mein Karl — das ist der Sohn von meiner Pflegemutter Griebele nämlich.“

Karl Griebele lachte roh. „Sag's nur, daß Du Dich vor dem da schämst, daß ich Dein Pflegebruder bin — he — he — he — Dein Schatz wohl, was?“

„Warum nit gar?“ fragte Anne, aus Verlegenheit beleidigt thugend.

„Na, was willst Du denn da mit dem Mädele auf der Landstraße thun?“ fuhr Griebele auf. „Ein Soldatenmädele ist die doch nit, für jeden hergelaufenen Kommissbrodfresser ist die net da.“

„Hergelaufener Kommissbrodfresser!“ brauste Fritz auf und ehe es Anne hindern konnte, hatte er den Bummel bei dem Kragen gefaßt und ihn mit einem kurzen Ruck in den Graben geworfen.

„So, da suche Dir Deinen Kommissbrodfresser, nun komm, Anne.“

Anne schrie laut auf. „Nee, nee. Gehen Sie. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß es mein Pflegebruder ist.“ Sie sprang zu Karl Griebele hinüber, aber der stand schon wieder auf den Beinen und stürzte wie rasend auf den Alanen zu.

„Hast noch nit satt? He?“ Fritz stand zum Schlage bereit, aber der Andere merkte wohl, daß er im Kampfe mit dem den Kürzeren ziehen würde und gab Ruhe.

„Zum letzten Male haben wir uns nit gesprochen,“ knurrte er in seinen braunen, struppigen Bart und maß Fritz mit funkelnden, gehässigen Augen.

„Das soll mer lieb sein,“ höhnte Zacher, „nu komme nur, Anne, mit dem Kump da kannst Du Dich doch nit im Dorfe sehen lassen.“

„Geben's Ruhe. 's is mein Pflegebruder! Jetzt gehen's doch, ich will schon mit ihm fertig gewäre.“

Fritz ging wüthend nach Hause. Karl Griebeln aber lehnte sich todtmüde an die Barriere und brach plötzlich, halb aus sichlicher Niedergeschlagenheit, halb aber infolge des reichlichen Schnapsgenusses, in Thränen aus. „Ich bin ein elender Kerl! Keins mag mit! Und wie schau ich aus? Sieh nur meine Stiefel, Anne.“ Er hob den Fuß, wo die große Beze durch das zerrissene Oberleder sah.

„Dir ist's wohl schlecht gegaunge, Karl?“ fragte Anne voller Mitleid.

„Hundschecht! Gar zu schlecht! Kein Arbeit — nit — gar nit. Seit einem halben Jahre suche ich herum. Und die Hof', sei' Bagen will mehr drauf gehalte. En Demd hab' ich nur noch e halbes an.“

„Da ist's nur gut, daß Du wieder nach Haus kommen bist. Wir wollen Dich schon wieder zusammen gesticke.“

„Und dann wieder — marsch 'naus auf die Walze,“ höhnte Karl.

„Wenn Du fleißig und ordentlich bist, giebt's auch hier Arbeit.“

Anne betrachtete ihn traurigen Blickes, fleißig und ordentlich sah er freilich nicht aus.

„Willst Du mir nu Predigten gehalte? Was? Rämst mer gerade recht.“

„Nee, nee,“ begütigte Anne den halb betrunkenen, aufgeregten Menschen und suchte in diesem herabgekommenen, aufgeschwemnten, ungewaschenen Gesicht vergeblich die einst so hübschen Züge ihres Pflegebruders wiederzuerkennen.

„Wie lange warst Du denn eigentlich in der Fremde?“

„Das hast Du natürlich vergessen,“ brauste er auf. „Sieben Jahre sinds.“

„Sieben Jahre schon,“ gab Anne zurück, bestrebt, ihn hier noch so lange festzuhalten, bis es dunkel geworden war, denn sie schämte sich, am Tage mit ihm durch das Dorf zu gehen.

„Du warst damals freilich noch ein gar klein Ding,“ er sah sie starren Blickes an, „und mager und — spillerich“ — seine Blicke wurden heißer — „und jetzt — ha — ha — ha — jetzt bist Du a Mädele geworden, a Mädele — Anne“ — seine Augen glühten und Anne wurde es unheimlich zu Muthe. „Anne, wenn ich Dich noch einmal mit dem Lumpenslicker, mit dem berittenen Buntspecht, mit dem Sporenfritze sehe, Anne, ich schieße den Kerl über'n Dauten!“ Wie wahn-sinnig stürzte er auf sie zu, streckte die Arme aus und wollte sie küssen.

„Hast noch nicht genug? Da hast noch a Wattschen, da bleib liegen!“

Anne versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht, daß er gegen einen Baum taumelte, sich vergeblich daran fest zu klammern versuchte und wieder zu Boden fiel. Sie aber lief, so schnell sie ihre Füße tragen wollten, davon. Am Eingange vom Dorfe blieb sie stehen, rang nach Luft und brach in Thränen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein
Knaben
Ländern
war, es
Er war
er sich
seine W
Baum
und G
Knabe
worden,
Theolog
langen,
Knabe
geschm
London
rüstete
Di
zu Blan
brachte
hatte es
Erfolge
Stanlen
rischen
und Ho
güte, h
welche
die Erf
Skaven
Neger.
es die
Sache i
Beichid
Werken
toriafäll
Maffaf
was er
schließe
dortiger
fennung
In
Konful
an, we
der er
Januar
Mission
einem
erstes
die Sep
daß er
Zurück
zu müß
ein Ger
Dagege
von der
der vor
Gerald
ihn im
wendige
Ni
zefast
reife B
Korresp
aufflan
Morgen
Gordon
wichtige
3 Uhr
einige
in Par
dition
an Her
30



[Nachdruck verboten.]

Livingstones letzte Reise.**Ein Gedenkblatt zu des Forschers 25 jährigem
Todesstag, 1. Mai 1898.**

Von Alexander Bauer.

Die Geschichte großer Forscher hatte einst einen armen Knaben, der in seinem Innern eine glühende Sehnsucht nach fernen Ländern trug, derart begeistert, daß es sein sehnlichster Wunsch war, es ihnen nachzutun. Aber wie sollte er je dazu gelangen? Er war ja arm und unwissend. Schon mit zehn Jahren mußte er sich in einer Fabrik sein Brod verdienen, und der Beruf, den seine Verhältnisse ihn zu ergreifen nöthigten, war der eines Baumwollenspinners. Doch ein energischer Wille vermag viel, und Gelegenheit zum Lernen giebt es überall. So setzte der Knabe alles daran, um Latein zu lernen, worauf er, älter geworden, in Glasgow in den Wintermonaten Medizin und Theologie studirte. Der einfachste Weg, zu seinem Ziele zu gelangen, war der, Missionar zu werden. Inzwischen war der Knabe zum Manne herangereift, er hatte sich zum Arzte emporgeschwungen und war bereits über 27 Jahr alt geworden. Die Londoner Missionsgesellschaft acceptirte sein Anerbieten und küstete ihn 1840 für eine Reise nach Südafrika aus.

Dieser Knabe war David Livingstone (geboren 19. März 1818 zu Blantyre bei Glasgow). Mit kurzen Unterbrechungen verbrachte er von nun an sein Leben im dunklen Erdtheil. Er hatte es der Erforschung desselben gewidmet, groß waren seine Erfolge, und sein Ruhm stellt noch heute den Emin Paschas und Stanleys in Schatten. Seine geschickte Art, mit den afrikanischen Eingeborenen umzugehen, sicherte ihm deren Freundschaft und Hochachtung. Kaltblütig, vorsichtig und von großer Herzengüte, hatte er sich vor allem drei Hauptaufgaben gestellt, gegen welche er die äußerlichen Christenbefehring zurücktreten ließ: die Erforschung des schwarzen Erdtheils, die Bekämpfung des Sklavenhandels und die Verbreitung der Civilisation unter den Negern. Alle Gefahren und Strapazen achtete er gering, wenn es die Erreichung dieser Zwecke galt. Im Dienste seiner großen Sache hat er thatsächlich sein Blut tropfenweise verbraucht. Die Beschichte seiner Reisen füllt Bände; sie ist niedergelegt in seinen Werken. Vor allem danken wir ihm die Entdeckung der Viktoriasfälle des Sambesi (1855), des Schirwalees (1859), des Nassafees (1859), des Bangwelooses (1868) und des Bualaba, was er außerdem zur geographischen und ethnographischen Aufschlüsselung Afrikas, sowie zur Verbreitung der Kultur unter den dortigen Einwohnern beigetragen, verdient die höchste Anerkennung aller Gebildeten.

Im Jahre 1865 (nach seiner Ernennung zum britischen Konsul für das Innere Afrikas) trat er seine letzte große Reise an, welche ihn acht Jahre lang in Anspruch nehmen und von der er nicht mehr nach Europa zurückkehren sollte. Im Januar 1866 brach er von Sansibar auf, von in der englischen Mission erzogenen Eingeborenen und indischen Sepoys, sowie einem Trupp Kasthieren, Eseln und Kameelen begleitet. Sein erstes Ziel war der Nassafee. Leider bewährten sich aber die Sepoys und ein Theil seiner übrigen Mannschaften so wenig, daß er die unbrauchbaren Elemente zurückschicken mußte. Die Zurückgebliebenen verbreiteten, um ihre Schmach nicht eingestehen zu müssen, in Sansibar die Nachricht von seiner Ermordung, ein Gerücht, dessen Unrichtigkeit sich jedoch bald herausstellte. Dagegen blieben vom Jahre 1869 ab wirklich alle Nachrichten von dem berühmten Reisenden aus, er schien verschollen, bis der von J. G. Bennett, dem Eigentümer des „New-York Herald“, zu seiner Auffindung ausgesandte Reporter Stanley ihn im November 1871 in Ujiji krank und von allem Nothwendigen entblößt auffand.

Nie ist wohl das Projekt einer Afrikaexpedition rascher gefaßt und ausgeführt worden als dasjenige der Forschungsreise Bennetts und Stanleys. Henry M. Stanley, der als Korrespondent des New-Yorker Weltblattes bei dem Karlsten-aufstand in Spanien weilte, erhielt am 16. Oktober 1869 Morgens um 10 Uhr in Valencia ein Telegramm James Gordon Bennetts mit folgenden Wortlaut: „Kommen Sie sofort wichtiger Geschäfte wegen nach Paris.“ Stanley fuhr um 3 Uhr Nachmittags von Valencia ab und kam, da er in Bayonne einige Stunden Aufenthalt hatte, erst in der nächsten Nacht in Paris an. „Ich eilte“, erzählt er in seinem von der Expedition handelnden Werke, „sodort in's Grand Hotel und pochte an Herrn Bennetts Thür. Herein! rief eine Stimme. Ich trat ein und fand Herrn Bennett im Bette.

Wer sind Sie? fragte er.

Ich heiße Stanley, war meine Antwort.

Nichtig! Nehmen Sie Platz. Ich habe einen wichtigen Auftrag für Sie. — Nachdem er in den Schlafrock geschlüpft war, fragte er mich: Wo dürfte sich jetzt Ihrer Meinung nach Livingstone befinden?

Das weiß ich wahrhaftig nicht.

Glauben Sie, daß er noch am Leben sei?

Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Ich glaube, daß er noch lebt und aufzufinden sei. Und ich möchte Sie dazu ausschicken.

Was? rief ich aus. Sie glauben wirklich, daß ich Doktor Livingstone auffinden könnte? Sie glauben wirklich, daß ich nach Central-Afrika gehen sollte?

Ja wohl! Ich meinte, daß Sie ihn auffuchen, wo immer auch Sie ihn vermuthen, und daß Sie alle Nachrichten, die Sie von der Sache einholen können, sammeln. Vielleicht — fügte er nachdenklich hinzu — ist der alte Mann in Nöthen. Nehmen Sie genug mit, um ihm beizustehen, falls er es braucht. Sie können ganz nach Gutdünken thun und handeln, aber — finden Sie Livingstone auf!

Stanley, ganz erstaunt über diesen kaltblütigen Auftrag, erinnerte an die großen Kosten, welche die kleine Reise verursachen würde. „Was mag sie kosten?“ fragte Bennett kurz. Der Reporter nannte als Geringstes 2500 Pfund. Da erwiderte der Zeitungsbesitzer: „Gut, da will ich Ihnen etwas sagen. Beheben Sie vorerst 1000 Pfund, und wenn diese verausgabt sind, ziehen Sie auf uns weitere 1000; sind diese verbraucht, wieder 1000, noch einmal 1000, und so weiter, aber — finden Sie Livingstone auf.“

Der kühne Missionar war, als er 1866 seine Reise antrat, bis zum Südbende des Nyassa vorgebrungen, hatte dann den Tanganikasee besucht, den Luapula und den Moossee erreicht und suchte von Kafembes Stadt nach Ujiji vorzudringen. Die Regenzeit nöthigte ihn indessen zur Umkehr, worauf er auf einem anderen Wege unter großen Mühseligkeiten und Gefahren am 13. März 1869 in Ujiji eintraf. Von hier aus drang er weit in das Innere ein, indem er immer neue bedeutungsvolle Entdeckungen den früheren hinzufügte. Noch gedachte er nicht Halt zu machen, aber seine durch einen 16 jährigen Aufenthalt in Afrika geschwächte Gesundheit begann ihm jetzt ernstliche Hindernisse in den Weg zu legen. Fieber und Dysenterie quälten ihn abwechselnd, und vor allem gegen letzteres Uebel erwiesen sich alle Mittel machtlos. Dazu kam der allmählich immer fühlbarer werdende Mangel an den nöthigen Bedarfsartikeln. Nicht einmal Schreibutensilien besaß er mehr und mußte seine Notizen mit einem von ihm selbst zubereiteten gelben Baumfasse auf altes Zeitungspapier schreiben. Alle diese Umstände zwangen ihn zur Rückkehr nach Ujiji, wo er am 23. Oktober 1871 völlig erschöpft eintraf. Hier erreichte ihn wenige Tage später zu seinem Glück Stanley. Auf die Kunde von der Annäherung eines Weißen verließ Livingstone das von ihm bewohnte Haus, um in einem Kreise von Neugierigen die Ankunft des Fremden zu erwarten. „Als ich“, erzählt Stanley, „langsam auf ihn zutrat, bemerkte ich, daß er bleich war und abgepaunt aussah. Er hatte einen grauen Schnurr- und Backenbart, trug eine bläuliche Mütze mit verblichenem Goldband auf rothem Grunde, eine Weste mit rothen Ärmeln und graue Zwilchhosen. Sein wäre ich auf ihn losgestürzt, doch ich war in Gegenwart des Hausens zu feige dazu; ich wollte ihn umarmen, nur wußte ich nicht, wie er es aufnehmen würde. So that ich denn, was moralische Feigheit und falscher Stolz als das Beste zu thun mir riethen — ich schritt auf ihn zu und fragte, den Hut abnehmend: Doktor Livingstone, wie ich vermuthete? — Ja wohl, antwortete er mit freundlichem Lächeln, die Mütze leicht lüftend. Ich setzte meinen Hut wieder auf, er seine Mütze, und wir drückten uns die Hände. Dann sprach ich laut: „Ich danke Gott, Doktor, daß es mir vergönnt ist, Sie zu sehen.“

Durch Stanley wurde Livingstone mit allem versorgt, was ihm abging, auch nahm derselbe seine Papiere nach England mit. Er selbst aber wollte, so sehr ihm auch der Amerikaner zusetzte, von einer Rückkehr in die Heimath nichts wissen. Und warum nicht? Weil er sein großes Forschungswerk erst zu Ende führen wollte. „Meine innere Stimme“, schreibt er in seinen Tagebüchern, „sagt mir: Alle Freunde werden wünschen, daß ich eine wirklich genaue Feststellung der Nilquellen beschaße, ehe ich heimkehre. Meine Tochter Agnes schreibt: So sehr ich wünschen würde, Dich heimkehren zu sehen, so würde ich doch lieber sehen, daß Du zu eigener Befriedigung Dein Werk vollenden und mich dann mit änglicher Heimkehr erfreuen möchtest!

Recht und edel gesagt, meine Lieblich Nannie! Meinen Segen für sie und alle Lebigen!" So begleitete er Stanley, nachdem Beide gemeinschaftlich eine Entdeckungsreise nach dem Nordende des Tanganikajees unternommen hatten, nur an die Küste bis Anjanjeme, wo man im Februar 1872 anlangte. Hier erwartete Livingston die Vorräthe und Mannschaften, welche ihm der Amerikaner von Sansibar aus zu senden versprochen hatte, und machte sich, als er im August in ihren Besitz gelangt war, sofort wieder auf den Marsch nach dem Bangweolosee, dessen Erforschung zu vollenden.

Bald jedoch zeigte es sich, wie unrecht er gehabt, Stanleys Rath, in der Heimath erst seine angegriffene Gesundheit wiederherzustellen, zu vernachlässigen. Die Anfälle seines Uebels traten immer häufiger und heftiger auf, und die Nothwendigkeit, wochenlang durch eine mit Wasser bedeckte Gegend zu reisen, förderte die Krankheit noch mehr. Theilweise mußte man auf riesigen Ameisenhügeln rasten, den einzigen trockenen Stellen in der allgemeinen Fluth. Der Reisende bediente sich eines Stels zum Reiten, häufig fühlte er sich dazu zu schwach und mußte getragen werden. Er vermochte nicht einmal bis zur Tragbahre zu gehen, man brachte diese daher in die Hütte bis an das Lager. Endlich erreichte man Schitaniba, wo man ihn in einer Hütte auf ein Lager von Gras bettete. Hier starb er in der Frühe des ersten Mai, wo ihn am Morgen seine treuen Diener Sufi und Majwara, vor seinem Lager knieend, todt und kalt auffanden. Einige Tage vorher, am 27. April 1873, hatte er mit zitternder Hand die letzten Worte in sein Tagebuch geschrieben: „Knocked up quite, and remain—recover—sent to buy milk goats. We are on the banks of Mollamo.“ (Gänzlich aufgerieben, und bleiben — mich wieder erholen — fortgeschickt, um Milchziegen zu kaufen. Wir sind an den Ufern des Mollamo.) Der unermüdbliche Forscher dachte also durchaus nicht an die Möglichkeit seines Endes, er wollte sich nur erholen und dann seine Reise fortsetzen. Er starb, wie man wohl sagen darf, auf dem Schlachtfelde der Wissenschaft und als Märtyrer der Wissenschaft und Kultur.

Man hört so oft von der Antreue und dem Leichtsinne der arabischen und afrikanischen Träger und Reisebegleiter, daß man den Dienern Livingston's für ihr Verhalten nach seinem Tode die höchste Achtung nicht versagen kann. Nachdem sie an Ort und Stelle zu seinem Gedenken ein Kreuz errichtet und seinen Namen und Todestag in einen Baum eingeschnitten hatten, konservirten sie die Leiche, so gut die vorhandenen Mittel es erlaubten, und begaben sich mit derselben, statt sie an Ort und Stelle zu beerdigen, an die Distrikte nach Sansibar, wo sie nach zehnmönatlichem Marsche im Februar 1874 eintrafen. Von dort wurde die Leiche des großen Verschiedenen nach England überführt, wo sie am 18. April desselben Jahres in der Westminsterabtei, der Ruhstätte der großen Engländer, ihren Platz fand.

Allerlei.

Frauenemanzipation in China. Es wäre eine Uebertreibung, wenn man behaupten wolle, daß in China eine Frauenbewegung in unserem Sinne des Wortes existirt. Es giebt sogar kein zweites Land, welches von den Ideen der Frauenemanzipation weiter entfernt wäre als das Reich der Mitte, wo schon das Geborenwerden für die Mädchen ein Unglück ist, wo man sehr viele Kinder weiblichen Geschlechts ohne Erbarmen ins Wasser wirft, wo die verheiratete Frau wie eine Skavin lebt und selbst die Mutterchaft kein besonderes Recht verleiht. Und doch zeigt sich auch schon in der sozialen Stellung der chinesischen Frauen ein Fortschritt zum Besseren, und wenn auch die Zeit noch fern ist, wo auch im äußersten Orient die Gleichheit der Geschlechter herrschen wird, so kann doch schon jetzt eine Anzahl unheimlicher Thatfachen beobachtet werden, die für die Frauenemanzipation in China von größerer oder geringerer Bedeutung sind. So haben es z. B. im letzten Monat 10 chinesische Frauen gewagt, etwa 50 Damen der europäischen Kolonie in Shanghai, Frauen von Konstanz, Missionaren, Kaufleuten u. A. zu einem großen Feste einzuladen. Noch vor wenigen Jahren war so etwas unmöglich gewesen, und die Blätter von Shanghai bezeichnen dieses Frauendiner in der That als ein bedeutendes Ereigniß. Der „North China Herald“ konstatiert zunächst, daß die anmuthigen Chinesinnen mit Messern und

Gabeln gegessen, Champagner getrunken und sich überhört in allen Punkten nach der Sitte oder Mode der europäischen Völker aufführten haben, und fügt dann ernst hinzu: Ihre würdevolle, vollendete Haltung bei dieser Gelegenheit zeigt besser als alle Reden und Schariften, daß die chinesischen Frauen das Recht haben, von den Männern nicht mehr geringgeschätzt zu werden. Durch den ersten Erfolg ermutigt, verlangen die Damen von Shanghai jetzt bereits bei Gründung einer höheren Schule für junge chinesische Mädchen aus der besseren Gesellschaft; eine der ersten Aufnahmebedingungen soll lauten: Nur Mädchen mit verhämmelten Füßen haben Zutritt. Wenn die chinesischen „Frauenrechtlerinnen“ auch auf diesem Gebiete Erfolg haben sollten, sind sie entschlossen, weiterzugehen und eine aktive Betheiligung der Frau an der Verwaltung des Hauswesens zu fordern. Man sieht, daß die Unterthaninnen des Sohnes des Himmels in ihren Ansprüchen noch sehr bescheiden und daß sie noch nicht so weit sind, das Recht auf Betheiligung an den Staatsgeschäften zu fordern.

Ueber den Schwalbenmord an den Gestaden des adriatischen Meeres erzählt die „Tribuna“ von einem ihrer Leser folgende Mittheilung: Von der Spitze des Gargano-Vorgebirges bis zum Monteconero und nach Ancona hin hat jetzt wieder der große Vernichtungskampf gegen die Vögel aller Art, besonders aber gegen die zierlichen Schwalben, begonnen. Am frühen Morgen ziehen die sogenannten „cachiaroli“ hinaus und spannen auf dem Strandsande ihre Netze aus, die zwischen zwei Stäcken ruhen. Zu Laufenden kommen die Schwalben und fliegen zwitschernd in engem, geschlossenem Zuge kaum 1 Meter vom Boden empor auf und ab; sie sind müde, weil sie einen weiten Weg gemacht haben, und doch sind sie voll Freude, denn das Ziel ist nahe. Die rothen Jäger nehmen die günstige Gelegenheit wahr und ziehen das Netz an, welches, sich halbkreisförmig zusammenschiebend, in einem Nu 300—500 Schwalben fängt. Die Vögel, die dem ersten Netze entgehen, finden in einer Entfernung von 100 Meter andere Netze und andere Netze u. s. w. So groß ist der Vogelmord, daß gegenwärtig in den Landbezirken und besonders in den Willen der vornehmen Leute die Vögel tagaus, tagein auf den Tisch kommen, obwohl sie als „Tafelwild“ nicht den besten Ruf haben. Die Jäger sind leichtfüßige Bauern; auf den kleinen Hügeln und zwischen den Dünen des Jagdgebietes stehen ihre Aufpuffer. Sobald sich die Karabinieri nähern, ertönt ein kurzer Pfiff, und in einem Augenblick haben die Jäger ihre Netze zusammengepackt und Meißaus genommen.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Im Verlage der königlichen Hof-Buchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin wird im Herbst d. J. ein verdienstliches Werk zur Ausgabe gelangen, welches lebhafter Beachtung auch weitester Kreise, vor Allem aber der philosophischen Fachkreise, sicher sein darf. Es ist dies ein Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke in quellenmäßiger Darstellung (herausgegeben von Dr. R. u. d. Eisler). Nichts kann für eine philosophische Erkenntnis so notwendig und förderlich sein als eine einheitliche, über das Gesamtgebiet der Philosophie sich erstreckende, übersichtliche Erläuterung der verschiedenen Begriffe. Diese Handlung will Eislers Wörterbuch seinen Lesern, seinen Besitzern bieten. Jedes Wort von philosophischem Werthe wird darin in seiner wesentlichen Begriffsbestimmung erklärt und diese Bedeutung mit den wichtigsten Beweisstellen philosophischer Forscher belegt. Der Werth des Werkes für die philosophische Wissenschaft besteht darin, daß es zeigt, wie wichtig es ist, unter einem Sammelworte die verschiedenen Begriffsbestimmungen wiederzugeben, die eben dieses Begriffswort in verschiedenen philosophischen Systemen erhalten hat. Erst solche Zusammenstellung bringt Klarheit und Sicherheit in das Verständniß der philosophischen Lehren. Ferner eröffnet das Verikon unter dem Stichworte der Begriffe zugleich den unmittelbaren, vollen Einblick in die Lehre, die Sonderanschauung jedes einzelnen Philosophen. Es giebt daher in seiner Eigenform gleichzeitig eine Uebersicht der einzelnen philosophischen Richtungen, kennzeichnet die Lehrgestaltung der wichtigsten Philosophen, ja, fordert durch die Verschiedenheit, die über die Bestimmung und Anwendung des Begriffs bei den einzelnen Philosophen herrscht, den Leser geradezu auf, selbst ein Urtheil zu fällen, welcher dieser Bestimmungen er beistimmt, welche als Kernpunkte er selbst daraus noch folgern will. Durch zweckmäßige Anordnung und Gruppierung, wie durch das Hervorheben des Wichtigeren wird versucht werden, auch den inneren Zusammenhang zu erreichen. Berücksichtigt werden die meisten erkenntnistheoretischen, metaphysischen, logischen, psychologischen, ethischen, ästhetischen Begriffe und Termini, wie sie in der antiken, scholastischen, neueren und neuesten Philosophie in Gebrauch kamen. Ein Quellenverzeichnis wird das Werk, das sowohl vollständig (Preis etwa 18 Mk.) wie auch in Lieferungen zu beziehen sein wird, zweckdienlich vervollständigen.